

Deutsch-Ostafrikanische Zeitung.

Daresalam
4. Sept. 1907.

Erste
Mittwochs
u. Sonnabend

Abonnementspreis

Für Daresalam halbjährlich 6 Rupeen, für die übrigen Teile der Kolonie halbjährlich einfl. Porto 7 Rupeen, für Deutschland und die anderen deutschen Staaten halbjährlich einfl. Porto 2) direkt von der Hauptexpedition Daresalam bezogen 9 Mark, 3) von der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin 10. Gubenerstr. 31 bezogen 8 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostvereins einfl. Porto jährlich 16 Rupeen oder 20 Mark oder 1 £.

Im Interesse einer pünktlichen Expedition wird möglichst um Vorauszahlung der Bezugsgebühren gebeten. Wird ein Abonnement nicht abbestellt, gilt dasselbe bis zum Eintreffen der Abbestellung als stillschweigend erneuert.

Inserionsgebühren

für die 5 gepaltene Zeilen 50 Pfennige. Mindestens für ein einmaltiges Inserat 2 Rupeen oder 3 Mark. Für Familienanzeigen sowie größere Inserate aufträge teilt eine entsprechende Preisermäßigung ein.

Die Annahme von Inserations- und Abonnements-Anträgen erfolgt sowohl durch die Hauptexpedition in Daresalam wie bei der Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin 10. Gubenerstr. 31. Abonnements werden außerdem von sämtlichen Postämtern Deutschlands und Österreich-Ungarns angenommen. Postzeitungsstelle Daresalam: Telegramm-Adresse für Daresalam: Zeitung Daresalam. Telegramm-Adresse für Berlin: Drochster Berlin Gubenerstr.

Jahr-
gang IX.

No. 47.

An unsere Leser!

Wir erlauben uns, an die Erneuerung der am 31. September ablaufenden Abonnements ergebenst zu bitten.

Den hinzutretenden Abonnenten, welche ihren dauernden oder vorübergehenden Wohnsitz in Europa haben, geben wir bekannt, daß die Expedition der Zeitung auch bei Bestellungen, welche an unsere Berliner Geschäftsstelle gerichtet werden, auf Wunsch unter Kreuzband direkt von Daresalam erfolgt.

Anfragen, Bestellungen und Zahlungen, welche aus Deutschland überhaupt Europa an die Deutsch-Ostafrikanische Zeitung zu richten sind, bitten wir wegen der kleineren Erledigung derselben an unsere Berliner Geschäftsstelle unter folgender Adresse richten zu wollen: Berliner Geschäftsstelle der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung Berlin O. 31, Gubenerstr. 31.

Die Expedition der Deutsch-Ostafrik. Ztg.

Interessante Zahlen.

Schnell streichen die Tage dahin. Nach der hoffnungserfüllten und festdurchauschten Zeitspanne, welcher die kraftvolle Art Dernburgs ihren energischen Stempel ausdrückte, doppelt eintönig und doppelt schnell dahingleitend.

Nur noch ein kurzes und Herrn Dernburg führt sein Weg aus dem gewaltigen Zauber des jugendlichen deutschen Ostafrika in das b. triebfame Uambara, das „fette“, wie es sich stolz vor wenigen Jahren selbst nennen zu dürfen glaubte und welches der Nordostteil unserer Kolonie-Karte gleich einem Schwalbennest aufgeklebt ist.

Dort wird man sich mit einem übervollen Maße von Beschwerden, Klagen und Bitten dem Staatssekretär nähern — hoffentlich nach einer die Qualität der Anliegen bevorzugenden Durchprüfung des Materials.

Viele Wünsche — wer hätte die wohl nicht! Und die erste Berechtigung dazu darf gerostet den Nordbezirken, insbesondere Uambata, zuerkannt werden. Denn dort leidet man, als dem einzigen Gebiet der Kolonie, unter der schweren, fast nicht abzuschüttelnden Last früherer Sünden und Fehler, für welche zum großen Teil der angerufene Arzt — Dernburg — schwerlich das völlige Heilung garantierende Mittel finden dürfte.

Eine dauernde Heilung wird erschwert durch das Hinzutreten ein bis vor nicht langer Zeit noch völlig unvorhergesehenen Faktors, nämlich einer Konkurrenz, welche in mehrfacher Hinsicht unter günstigeren Bedingungen zu arbeiten imstande ist und die, mit intensiver Schnelligkeit geboren, sich rasch vervielfältigt. Es sind dies die wie Pilze aus der Erde schießenden Plantagen in dem „übrigen“ Deutsch-Ostafrika, der vielheißpötelten Steppe, dem Dornbusch, der Steinwüste.

Hierzu sagt Friedrich Kunze in kurzer, anschaulicher Schilderung:

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in unserer Kolonie, das Fiasco vieler Unternehmungen, große Verluste, u. a. m. haben das deutsche Kapital vielfach foppscheu gemacht und die Unternehmungslustigen verhehrt. Angesichts der Millionen, die in private Unternehmungen hineingesteckt, sich nie verzinsten und auch nie verzinsen werden, ist dies durchaus nicht zu verwundern und hat eine gewisse Berechtigung. In den Zeiten der kolonialen Gründerperiode waren Gelder, man möchte sagen, für Alles zu haben, was mit der Kolonie zusammenhing, und namentlich für den Kaffeebau interessierte man sich. Man rechnete sich enorme Gewinne und Verwieselung der Anlagekapitalien heraus. Jeder Unteroffizier, Schreiber und andere Tropenkulturrundkumde, die einige Zeit in der Kolonie waren, erhielten von der Heimat die Mittel zur Begründung einer Plantage. Große Gesellschaften wurden gebildet, horrende Gehälter gezahlt. Es kam ja nicht darauf an, denn nach der Rentabilitätsberechnung mußte in wenigen Jahren das Kapital wieder herausgeschlagen sein und außerdem das Unternehmen große jährliche Erträge abwerfen. Es wurde ge- und verwirtschaftet. Dann kam die Reaktion; man sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht, die Erträge der Plantagen blieben aus, Nachschüsse mußten gewährt werden, um die Bewirtschaftung aufrecht erhalten zu können, Gehälter und alle übrigen Ausgaben wurden nach Möglichkeit reduziert. Und heute? — Die meisten Kaffeebauergesellschaften weisen Unterbilanzen auf; kaum eine rentiert sich. Man sprach sogar bei verschiedenen von Kämpfen mit dem Blattegeier. — Verschlimmert wurde und wird die Situation durch den steigenden Mangel an Arbeitskräften und die damit unvermeidlich verbundene Lohnsteigerung.

Man kam zu der Erkenntnis, daß der Kaffeebau in der Kolonie nicht rentabel sei.

Diese hineingesteckten und nichts produzierenden Millionen konnten naturgemäß nicht dazu beitragen, in Deutschland das Interesse und die Liebe für unsere Kolonie zu wecken, und namentlich

die Unehrgewählten wurden zu deren Gegnern und konnten ja auch ziffermäßig beweisen, daß Deutsch-Ostafrika viel verschlungen, aber nichts abgeworfen hat. Freilich ist dies vollkommen richtig, aber wir wollen hinzufügen: „bis jetzt!“ Die „Afrikaner“ also alle diejenigen, die Land, Leute und Verhältnisse aus eigenen Erfahrung und Anschauungen kennen gelernt haben, sind gänzlich anderer Meinung und können diese Meinung auch kräftig begründen. Sie vertreten die Ansicht auch heute, und vielleicht heute noch vielmehr als früher, daß unsere ostafrikanische Kolonie eine große Zukunft hat; und mit Recht! — Früher legten sich die Unternehmungen vorwiegend auf den Kaffeebau in den Bergen Ost- und West-Uambara's und noch vor ca. 12—15 Jahren hätte man jeden für nicht ganz zurechnungsfähig gehalten, der den Gedanken ausgesprochen hätte, in der sogenannten Steppe oder dem sonstigen Tiefland einen Plantagenbetrieb errichten zu wollen. Aber die Zeiten ändern sich —

Und so ist es in der That! Es ist anders gekommen, als man es sich vor rund 16 Jahren, der Anfangsperiode des Plantagenbaus in den Nordbezirken, träumen ließ. Nicht „Kaffee u. s. w.“, sondern „Sisal u. s. w.“ heißt jetzt die Parole für den Erfolg: Sisal, Baumwolle, Gummi!

Für all diese Kulturen stehen riesige Ländereien in der Kolonie zu Verfügung, auf denen sie betrieben werden können, ohne die schwer drückende Belastung von den vielen Millionen, welche die duzendjährigen Versuche, aber außerdem auch zu vermeiden gewesene Fehler den Unternehmungen der Nordbezirke gekostet haben. Das heißt mit eigenen Worten: Eine überlegene Konkurrenz entsteht.

Aber damit nicht genug. Die riesigen Höhenstrecken, gebildet durch die gewaltige Kette der Nguru-Uluguru- und Uhehe-Hochländerien — ein größeres Uambara — gehen im Eiltempo ihrer Erschließung entgegen, um in breiter freier Linie in den wirtschaftlichen Kampf mit dem Häuflein der in der Nordoste unserer Kolonie zusammengedrängten Pflanzungen zu treten. Und zwar infolge der großen Ausdehnung der sich neu öffnenden Landflächen nicht nur nach der finanziellen Seite hin, sondern auch — ganz abgesehen von der Landfrage — in der Arbeiterfrage ebenfalls erheblich günstiger gestellt — für lange Zeit.

Daß außerdem die „D. E. G.“-Blocs der Morogorobahn vollständig zu Plantagenzwecken vergeben sind, kommt noch hinzu. Eine Perspektive von beachtenswerter Tragweite. In den neuen Ländereien sitzt man nebeneinander, im Norden aufeinander.

Wie sehr sich die Ausfuhr beziehungsweise das Mehr des Jahres 1906 mit 556 993 Mark gegen 1905 der Nordbezirke auf die Produkte von Kulturen beschränkt welche überall auf das vorzüglichste gedeihen, geht aus den neuerlich veröffentlichten Zoll-Statistiken hervor.

Die Ausfuhr von Kaffee über Tanga betrug:

1904	521.224 Mark
1905	406.108 Mark
1906	421.747 Mark

Also 1906 immerhin rund 10000 Mark weniger als 1904.

An Rohbaumwolle wurden im Jahre 1906 über Tanga für 25841 Mark weniger exportiert als 1905.

Dagegen produzierte der Norden 1906 gegen 1905 u. a. an

Kopra ein Mehr von 109.266 Mark,
Fisch, Hanf ein Mehr von 153.424 Mark,
Sisalagaven ein Mehr von 380.289 Mark,
Kantschu. Gutta-percha von 48.906 Mark,

Zahlen beweisen!

In Anbetracht dieser Thatfachen dürfte man den Ausfuhrzahlen und deren Verschiebungen im nächsten Jahre mit dem größten Interesse entgegen sehen.

Diese Zeilen tragen nichts Besorgniserregendes, sondern nur den Hinweis in sich, die nahe Zukunft mit ihren zu erwartenden Ueberraschungen nicht außer Acht zu lassen.

Andererseits erweisen sie jedoch, daß man ruhig die Tradition ad acta legen darf, welche, vielfach eingewurzelt, besonders auch in der Heimat durch die durchaus verständliche Propaganda früherer Afrikaner, darin gipfelt, den Nordosten für das einzige Stückchen Land der Kolonie zu halten, von dem wir das Heil zu erwarten haben. Das waren vergangene Zeiten mit vergangenen Hoffnungen!

— über die Wirtschaft der Weißen in Afrika äußert sich Dr. Paul Rohrbach in der Marinerundschaun und spricht seine Ansicht über die Stellung der Weißen zu den Eingeborenen mit Bezug auf eine praktische Kolonisation in folgenden Worten aus:

Jede praktische Kolonisationsabsicht muß sich darüber klar sein, daß ihr Ziel die wirtschaftliche Nutzbarmachung der in Besitz genommenen Gebiete zu Gunsten der besitzenden Nation bildet. Wenn es daher u. a. auch als Aufgabe der Kolonisation bezeichnet wird, den allgemeinen Kulturstand des Landes zu heben, die Eingeborenen zu zivilisieren, sittlich zu erheben usw., so kann dergleichen immer nur unter der Voraussetzung verstanden werden, daß damit jenem oben genannten eigentlichen Zwecke gedient wird. Religiöse, humanitäre und überhaupt sittliche Erwägungen können vom Standpunkt einer Missionsgesellschaft aus den Selbstzweck der Tätigkeit in den Kolonien bilden; für die Kolonialwirtschaft können sie das in keiner Weise sein, ebenso wenig wie für irgend eine andere politische oder ökonomische Organisation. Damit ist natürlich auf der anderen Seite nichts gesagt, daß Kolonisation und Moral nicht miteinander zu tun hätten, oder an sich gegensätzlicher Natur seien. Kolonisieren in dem hier vorliegenden Sinne ist eine zugleich staatliche und wirtschaftliche Tätigkeit, und so gut wie das gesamte Staats- und Wirtschaftsleben sich nicht dauernd gesund entwickeln kann, wenn dabei die Gebote der allgemeinen menschlichen und historischen Sittlichkeit außer acht bleiben, so gut muß die Forderung gelten, daß diese Sittlichkeit auch die Methode und den Vorgang des Kolonisierens zu beeinflussen hat. In der Praxis freilich gibt es kaum eine schwierigere Aufgabe, als eine Kolonisation mit sogenannten moralischen Mitteln.

Abgesehen davon, daß die kolonialen Pioniere, namentlich in der Gründungszeit, meist wohl oder übel so verbraucht werden müssen wie, sie sich bieten — und daß sie eine moralische Auslese der Menschheit bilden, wird selbst der Vorurteilsfreieste nicht leicht behaupten wollen — verbindet sich die Frage der kolonialen Moral doch untrennbar mit dem überaus schwierigen, bisher noch von keiner Seite befriedigend bearbeiteten Problem der „Menschenrechte“, der allgemeinen menschlichen Wertung der niederen Rassen. Nur vollkommene Harmlosigkeit oder unbeschreiblicher Dogmatismus können diese Frage mit dem Satz abtun: „Die Schwarzen sind Menschen wie wir“. Das sind sie zweifellos nicht — weder in dem Sinne, daß bei ihnen gegenwärtig Volkstum oder Einzelpersönlichkeit entsprechend wie bei uns bewertet werden könnten, noch in dem weiteren Verständnis, daß ihnen als unvermischter Rasse in ihrem Erbteil eine solche Entwicklungsfähigkeit zugestehen wäre, daß sie durch diese in stande wären, dereinst voll auf die Daseinstufe der weißen Rasse zu gelangen. Mit dieser zunächst bloß negativen Erkenntnis ist aber wenig gewonnen, denn dem Eingeborenen nun auf der anderen Seite das Menschentum im wesentlichen überhaupt abzuspüren und ihn nur als lebendige Arbeitsmaschine zu werten, geht vom sittlichen wie vom praktischen Standpunkt aus ebensowenig an. Die eingeborenen Rassen Afrikas, Neger, Bantus, Hottentotten, usw., sind überdies nach Begabung, Kulturstufe und Entwicklungsfähigkeit durchaus verschieden, und die Frage, ob es unter ihnen überhaupt eine entwicklungsfähige gibt, ist selbst mit Rücksicht auf Elemente wie die Buschleute des Südens und die Zwergvölker am Kongo und im oberen Nilbecken keineswegs spruchreif.

So steht also die Kolonisation der Europäer vor der Aufgabe, sich mit den untergeordneten Rassen, die sie in Besitz ihrer zu bewirtschaftenden Erwerbungen vorfindet, in doppeltem Sinne auseinanderzusetzen: derart, daß die in den Eingeborenen stekende Arbeitskraft mit dem größtmöglichen Nutzeffekt für die kolonisierende Nation zur Verwendung gelangt und daß gleichzeitig dabei eine möglichst weitgehende Entwicklung der den afrikanischen Stämmen innewohnenden allgemeinen Fähigkeiten nach der Richtung hin stattfindet, daß die Interessen des besitzenden Kolonialvolkes und das Recht der Indigenen auf eine ihrer Stufe des Menschentums entsprechende Daseinstufe in gewahrt bleiben. Auf der einen Seite ist dabei die Gefahr zu vermeiden, daß nicht bei den Eingeborenen infolge falscher Beeinflussung die Idee entsteht, ihre gehobenen Fähigkeiten und ihre physische Mehrkraft gegenüber den Kolonisatoren eines Tages zu deren gewaltiger Vernichtung zu benutzen — auf der anderen Seite aber die, daß nicht an die Stelle ihrer Förderung die bloße brutale Unterdrückung und Aus-